

Rätoromanisches Volkstum

Autor(en): **Murk, Tista**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **25 (1983)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rätoromanisches Volkstum

von Tista Murk

Laut einem alten Herder–Lexikon ist Volkstum die einheitlich geprägte Lebensform einer Volksfamilie, bzw. die von einem Volk hervorgebrachte Kultur, kurz: das Gesamterzeugnis sinnender Volksseele und des schaffenden Volkgeistes.

Im Fackel–Lexikon lese ich: Volkstum ist die Einigungskraft, das Gemeinsame eines Volkes, das durch gleiche Herkunft, gleiche landschaftliche Bindung und gemeinsames Erleben entsteht.

Gibt es danach auch ein rätoromanisches Volkstum? Gewiß, aber... Ich persönlich möchte lieber sagen, es gibt ein alpines, rätisches Volk, das gleichmäßig alle Bündner umfaßt und das über die Kantonsgrenze hinaus Gemeinsames mit den Nachbartälern aufweist.

Es gibt in Graubünden eine *Mehrsprachigkeit*, nicht nur von Deutsch-, Italienisch- und Romanisch-Bündnern, sondern auch die Romanen selber sprechen verschiedene Idiome – Ich will hier nur ein kleines, ohrenfälliges Beispiel erbringen: Für die 1. Person Einzahl gibt es in den romanischen Tälern eine individuelle Vielfalt, jau, jou, eu, è, aja, ev, ia, jeu, jù! Auf sich selbst bezogen also ist der Romane der größte Individualist. Die 2. Person Einzahl kennt nur noch wenige Unterschiede: tü, te, ti! Und wenn von einer 3. Person die Rede ist, sind sich alle Romanen einig, denn sie kennen nur eine gemeinsame Bezeichnung: el, ella!

Es gibt aber auch starke *Mentalitätsunterschiede* zw. Nord und Süd, dem Bündner Oberland und dem Engadin! Beide Talschaften brüsten sich mit eigenen «National»-Liedern, die

ihr ganzes Wesen zum Ausdruck bringen: der Sursilvan: A Trun sut igl Ischi... der Ladiner: Ma bella val, mi'Engiadina...

Dort: die schwere Erdnähe des daherschreitenden Pur suveran, das Bedächtige des traditionsbewußten Bauernsohns, die herrliche eher deutsch anmutende Marschrhythmik – Das Bündner Oberland grenzt an alemannisches Gebiet: Uri, Glarus – Ein Lied, das, von einem Männerchor gesungen, wie ein Gebet ertönt.

Hier: die Lebhaftigkeit des Engadiner Randulin, Auswanderer und Weltmensch – die Leichtigkeit des zum blauen Himmel schwebenden Volkslieds und die eher südländisch anmutende leidenschaftliche Rhythmik.

Und dennoch: es gibt ein *Einheitsempfinden*, die Identität des Bündners ist stark ausgeprägt, weniger vielleicht diejenige des Romanen, d.h. (wenn ich für mich persönlich sprechen darf und ich tue es im Bewußtsein meiner Eigenständigkeit) ich fühle mich in erster Linie als Bündner, allerdings als Bündner romanischer Prägung, aber das Bündner-Sein ist typisch. Eigentlich sind alle Bündner Romanen, mit Ausnahme der Walser. Diese sind ein ursprünglich germanisches Volk.

Beim Anstellen solcher *Vergleiche* kann man heute wohl nicht mehr so große Unterschiede z.B. zwischen Schweizern und Bündnern feststellen. Die heutige Lebensart ist überall ungefähr dieselbe. Trotzdem, der Bündner identifiziert sich nicht unbedingt mit dem Schweizer! Dies ist mir aufgefallen, als ich einmal Besuch von Kollegen aus dem ganzen Lande auf meinem Maiensäß bekam. Der Männerchor des

Ortes war anwesend und ich stellte den Bündnern meine lieben Freunde aus der Schweiz vor! Ich habe mich selbstverständlich unbewußt so ausgedrückt und wollte mich nachher entschuldigen. Da würde mir entgegnet: Aber nein, das stimmt ja, hier sind wir nicht in der Schweiz, hier sind wir bei euch Bündnern!

Aber lassen wir einen freundnachbarlichen Eidgenossen sprechen: Richard Weiss, der bekannte Volkskundler und Professor an der UNI Zürich, sagt in seiner Ansprache zur Jahresversammlung des Zürcher Hochschul-Vereins 1959 in Chur u. a. (Bündner Monatsblatt Nr. 5, Mai 1959):

«Sie wissen, wie uns das Herz warm wird, wenn wir aus der Schweiz herkommend den Rhein und die Grenze des alten Freistaates überschreiten... Bei solchem Grenzübergang... überwältigt uns das Bewußtsein von der Einmaligkeit und Unschätzbarkeit Rätiens...

Worin besteht die Eigenart eines Kulturraumes oder eines Volkscharakters? Wie läßt es sich fassen? Läßt es sich überhaupt fassen?... Die *bündnerische Eigenart* als etwas Gegebenes vorausgesetzt. Wer hätte denn ein Interesse daran, die bündnerische Eigenart zu bestreiten? Sicher nicht wir, gewöhnliche Schweizer, und besonders nicht wir Zürcher, die wir Graubünden gerade um seiner Eigenart und Andersartigkeit willen schätzen. Daß Bündner andere, «eigene» Leute sind, hört man bei uns immer wieder sagen, etwa wenn Bündner Truppen auf der Zürcher Landschaft einquartiert sind. Es ist in der Tat, wie wenn man es mit einer Art Ausländer, aber eben mit sympathischen und vertrauten Ausländern zu tun hätte. Ganz entsprechend sagte ja der Bündner alten Schlags, er gehe «in d'Schwyz», wenn er sich etwa nach Ragaz oder Sargans oder gar nach Zürich begab. Eher als die Unterländer würden sich vielleicht die Bündner selber gegen die Statuierung einer bündnerischen Eigenart wehren: denn wie sollte sich ein Engadiner, ein stolzer kultivierter Engadiner, etwa mit einem Prättigauer in einen Topf werfen lassen, und der ebenso selbstbewußte Prättigauer würde sich schön bedanken, wenn man ihn mit den Oberländern unter einen Hut bringen wollte...

Für ganz Graubünden allgemeingültige und allgemeinverbindliche Dinge gibt es überhaupt nicht – außer dem Steuerzettel und anderen reglementierten und organisierten Segnungen der staatlichen Sphäre...

Wir dürfen also die Eigenart eines Kulturraumes und seiner Bewohner niemals in der unifizierten Gleichartigkeit der Kulturobjekte suchen. Bestimmend ist und bleibt vielmehr Gottfried Kellers Formel von der «Einheit in der Mannigfaltigkeit». Dabei ist die Einheit keine aufgezwungene Vereinheitlichung, sondern eine ideale Einheit, die, trotz und wegen der Mannigfaltigkeit, erwachsen ist aus der geschichtlichen Schicksalsgemeinschaft.» So weit Richard Weiss, der gute Kenner des Bündnerwesens.

Geschichtliche Begebenheiten – naturbedingte Überlebenskämpfe und wirtschaftliche Sorgen haben alle Bündner zu einer Einheit – zum selbständigen Staatsgebilde zusammengeführt – dem alten Fry Rätien, das bis heute nachwirkt und dem Bündner Identität und Lebenswille in der Gemeinschaft aller Bürger verleiht. Die Vielsprachigkeit ist für uns so natürlich und selbstverständlich, wie die Vielfalt der 150 Täler.

Aber gibt es in Graubünden nicht doch *Sprachprobleme*? Herr Regierungsrat Kuoni stellte kürzlich den Anteil der einzelnen Sprachgruppen in der Schweiz und in Graubünden fest und fand weitgehende Ähnlichkeiten. Für Graubünden kommt der Magistrat zu folgendem Ergebnis (Bündner Tagblatt 3. Nov. 1981):

«Hinsichtlich der Vertretung der Sprachgruppen im Großen Rat und in der Regierung ist kaum eine der Gruppen groß im Vorteil oder schwer im Nachteil. Von diesem Gesichtspunkt aus gibt es keine Sprachprobleme, mit der Ausnahme, daß die romanische Sprache hart bedrängt ist und daß nach Lösungen gesucht werden müsse, diese nach Möglichkeit und mit besten Kräften zu unterstützen. In dieser Zielsetzung sind wir uns einig.»

So unser Bündner Politiker. – In Wahrheit gibt es wohl auch Spannungen zwischen den Sprachgruppen Graubündens, genauer zwischen der deutschen und der romanischen

Gruppe. Hier ist ein Beispiel allerneuesten Datums:

Im Zuge der Anstrengungen der Lia Ruman-tscha, dem Dachverband der Rätoromanen, zur Förderung des Sprachschutzes für die Quarta Lingua, wurden auch Demarchen zur Schaffung eines Sprachgesetzes für Graubünden gemacht. Ein entsprechender Entwurf wurde von der Bündner Regierung allen Gemeinden zur Vernehmlassung vorgelegt. Allgemeines Staunen bewirkte die Reaktion der Davoser Walser. Ich zitiere die BZ 6.8.1981: «Der Kleine Landrat der Landschaft Davos erkannte – so hart es tönen mag –, daß der Rückgang einer Minderheitssprache zwar einen hohen Verlust an kulturellen Gütern bedeutet, daß damit aber für Verständigungsmöglichkeiten der Menschen eher etwas gewonnen ist!» (Ende Zitat).

Warum sind solche Ansichten möglich? Ich kann es mir nur damit erklären, daß alle drei Sprachgruppen die gleiche Lebensweise haben, die gleichen Existenzbedingungen kennen, daß über alle drei Sprachgruppen hinweg die gleichen politischen Gruppierungen bestehen, und oft verwandtschaftliche Beziehungen herrschen. Demzufolge liegt es für den Politiker auf der Hand: Warum nicht auch die gleiche Sprache für alle?!

Hier beginnt die Besinnung, hier *zwingt* man uns zur Besinnung! Hier erwacht besonders bei der jungen Generation das Bedürfnis nach spezifischer romanischer Wesenheit, nach eigener romanischer Identität! Und dafür müssen wir unseren Walser-Nachbarn dankbar sein.

Ein *starkes Selbstbewußtsein der Romanen* ist notwendig, weil das Zusammenleben mit Deutschbündnern und mehr und mehr Deutschschweizern – die Romanen unempfindlich für die Gefährdung der eigenen Werte werden läßt. Die zunehmende materialistische Einstellung schleicht bis ins hinterste Tal und rückt das Gelddenken in den Vordergrund. Der alleinigmachende Tourismus bringt Deutschschweizer ins Land – Einwanderung Fremder – Ausverkauf der Heimat – usw. usf. Ich will nicht klagen, denn man müßte zugleich auch die Gründe untersuchen, die hiezu führen. Wir stel-

len aber mit einer gewissen Genugtuung fest, daß viele Bündner Gemeinden heute den Verkauf an Ausländer auf den Nullpunkt herabsetzten.

Und die Uniun dals Grischs, die Sprachgesellschaft der ladinischen Talschaften Engadin und Val Müstair, hat ein Stellenbüro eröffnet für junge Ladinier, die im Unterland ihrem Lebensunterhalt nachgehen und gerne in die engere Heimat zurückkehren möchten. Diese Leute werden über offene Stellen im ladinischen Gebiet informiert, was eine mögliche Rückkehr erleichtert. Bereits sind solch junge «Heimkehrer» zu verzeichnen.

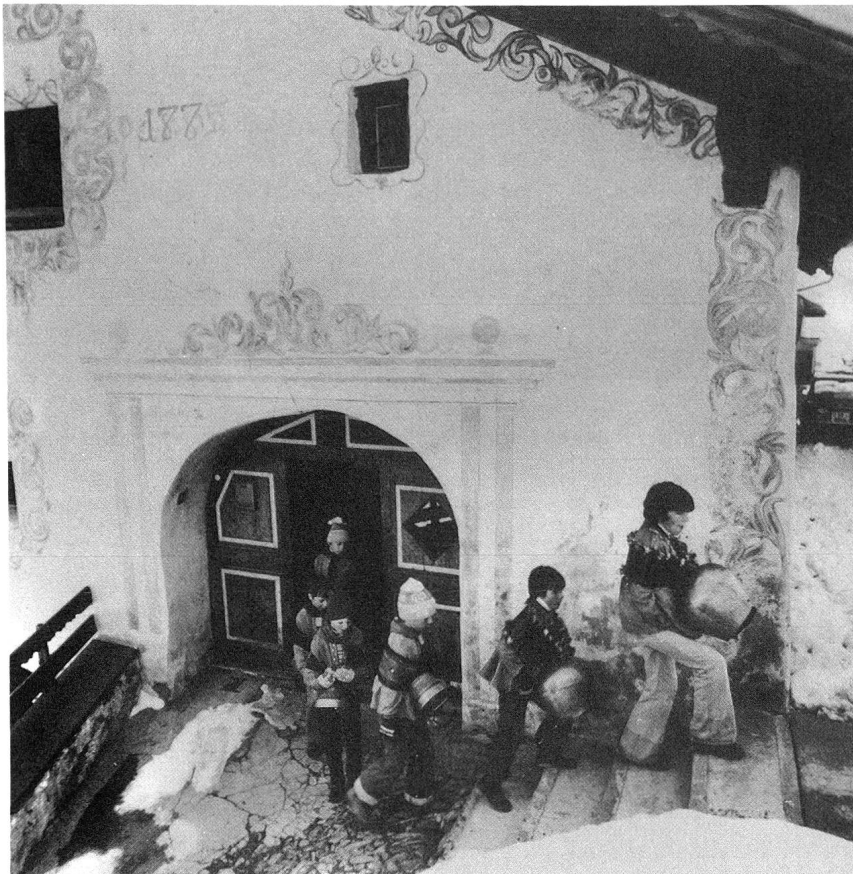
Die Jungen kommen schon immer über's Wochenende heim – ins Engadin – nach Mittelbünden – in die Surselva – zu den ihrigen – zu den Kameraden – Und sie interessieren sich vermehrt auch für die dörfliche Gemeinschaft, für das Vereinsleben, für Sitten und Bräuche.

Den jungen Romanen von heute verdanken wir das Erhalten oder Wiederbeleben von vielen *Bräuchen* der früheren bäuerlichen Lebensart. Alle Brauchtum-Zitate stammen aus der Terra Grischuna 6/1979. Die junge Generation spürt, was Prof. Tognina aus dem Puschlav ausspricht, das Brauchtum gibt dem Menschen Sicherheit! Es ist der Ausdruck einer ungeschriebenen Gesetzlichkeit.

Toni Halter, der Lugnezer Schriftsteller und Lehrer, der seiner Gemeinde treu geblieben ist, sein ganzes Leben lang, hat das Volksleben miterlebt und hat sich über die Ausübung der Bräuche Gedanken gemacht.

Er stellt fest: «Erhalten ließen sich... die schönen Bräuche... solche, die eine künstlerische Ausstrahlung zuließen... Bei den Kindern erhält sich der Brauch, wenn er mit Geld oder Eßwaren, Schulurlaub oder sonstigen Vergütungen honoriert wird... Aber Kinder pflegen den Brauch unbewußt.»

«Am 1. März, Jahresanfang des alten römischen Reichs, geht es bei der Engadiner Schulpflicht stets hoch her», schreibt Toni Hiebeler in seiner Abhandlung: Allegra, Unterengadin im Sommer und Winter, München 1976.



Guarda
Chalanda Marz

«Peitschengeknalle und Kuhglockengeläute erfüllen die Dorfgassen – der Winter wird ausgetrieben. Allen voran Sennen und Hirten, mit blauen Kutten, roten Halstüchern und mindestens einer Großvaterpfeife. Je lauter, desto besser, von Haus zu Haus, um Geld für die Schulkasse zu sammeln. Auf den Dorfplätzen werden Frühlingslieder gesungen. Und schließlich wird mit dem Geld der turbulente «Chalandamarz-Ball» gefeiert. Für die höheren Klassen dauert es meistens bis spät in die Nacht. Der Chalanda-marz-Brauch wurde durch Selina Chönz und Alois Carigiet im «Schellenursli» festgehalten. Dieser Brauch lebt fast überall dort, wo die Faschnachtstradition fehlt.

Der *Neujahrsbrauch* ist im ganzen Kanton mehr oder weniger üblich: die Kinder gehen von Haus zu Haus und wünschen ein gutes neues Jahr an, bekommen dafür selbstverständlich wiederum Geld! Victor Stupan erzählt von seiner Jugend in Sent: Die Kinder gucken zum Schlüsseloch der Haustüren hinein und rufen:

E char, e char, dat al Büman – è sun be è, e char, e char! He Lieber, gib ein Trinkgeld – ich bin nur ich und dann wurde der Name genannt. – Dann geht die Tür sofort auf! Das bedeutet dann Glück für das ganze Jahr. – Aus meinem Müstair stammt folgender Neujahrsspruch: Bun di bun on ma dat Bümaun culla cua dal chaun in maun! Guten Tag, gutes Jahr, gebt mir ein Trinkgeld mit dem Hundeschwanz in der Hand.

Lebende Erwachsenenbräuche kennen wir an *Sylvester*, das Aus- und Einläuten des Jahres – seit Einführung des elektrischen Glockenstrangs allerdings selten mehr ausgeübt – die *Schlitteda*, die Schlittenfahrt, wenn schon öfters für die Kurgäste veranstaltet, findet sie doch auch als reiner Brauch der Jugend statt. – Die *Babania*, die Verlosung der Liebhaber durch die Mädchen am Dreikönigstag. Toni Hiebeler schreibt hierzu: «Babania wird in Ardez seit Jahrhunderten gefeiert; immer am 6. Januar. Es ist der Tag, an dem die jungen Leute von Ardez ihr Lebens-



Babania Ardez
Verlosung der Paare

los und natürlich ihre Liebe finden sollen. Da werden heißer Talg oder heißes Blei in kaltes Wasser geworfen. Die oft bizarr verformten Stücke, in denen mit einiger Phantasie bestimmte Bilder, Formen oder Symbole zu erkennen sind, werden von einer alten Frau, einer Weissagerin – die es natürlich nicht zu allen Zeiten gibt – gedeutet. Anschließend folgt der «Tanz der Roten Röcke – Il bal da la schocca cotschna», an den sich selbst alte Ardezer mit Vergnügen erinnern. Es herrscht die ersten vier oder fünf Runden absolute Damenwahl. Nicht nur, daß die Schönen in ihrer sattroten Engadiner Tracht wählen dürfen – nein, sie müssen. Aber sie müssen nicht einen Burschen, sondern ein Los wählen oder ziehen. Und da kommen oft die heitersten Vereinigungen zustande. Daß zum Beispiel eine zierliche Jungfrau mit einem klobigen Bauer oder Knecht von dreißig Jahren tanzen muß. Maximum des Festes: wenn sich später herausstellt, daß sich an Babania tatsächlich ein Lebenspaar gefunden hat. Babania ist das größte Fest des Dorfes und ein wichtiger Beitrag im Sinne guten Zusammenlebens.»

Lebensfähiger als alle weltlichen Bräuche ist das *kirchliche Brauchtum*. Angefangen beim

Sternsingen der Schuljugend, das in ganz katholisch Bünden bekannt ist. Ein Beispiel: das Dreikönigsglied aus Salouf: *Ilis treis songts retgs digl orient*.

Mit dem Einzug der Kapuziner in Mittelbünden wurden die Bruderschaften «*Las confraternitads*» eingeführt und zwar, wie es heißt, «um den Knabenschaften, welche man mehr als Träger gesellschaftlicher Lustbarkeiten und Festeireien sah, entgegenzuwirken». Damit suchten die sittenstrengen Kapuziner, das Volk zu Enthaltsamkeit und Buße zu bewegen.

Zu den vornehmlichsten kirchlichen Feiern, die zu regelrechten Volksbräuchen wurden, zählt das *Fronleichnamfest* von Domat/Ems. Es ist das in der Schweiz als unser Hergottstag bekannte Fest, schreibt Dr. Jörger, Davos, in einer Arbeit über die Tradition seiner Gemeinde Domat. Und wir wollen seine Beschreibung dieses Festes wiedergeben: «Gewisse Vorbereitungen auf das Fronleichnamfest beginnen bereits Tage zuvor: nämlich das Bereitstellen von Tannen und Laubästen. Doch in Feststimmung kommt man am Vorabend mit dem Zapfenstreich. Nach dem Rosenkranz – etwa um acht Uhr – findet die Eröffnung mit Musik, Trom-



Die Kapelle des Weilers
Del Oberhalbstein
Die Sternsinger von Salouf
ziehen vorbei.

meln und Trompeten statt. Angeführt vom Tambourmajor marschieren Tambouren und Musikanten längs bestimmter Routen durchs Dorf; Buben und Mädchen gehen in Scharen voraus; sie müssen erst nach dem Zapfenstreich nach Hause gehen. Diese Festouvertüre hebt die Gemüter der Bevölkerung über den Alltag hinaus...An verschiedenen Stellen des Dorfes wird Tagwacht geblasen. Für die Bewohner an der Route der Prozession heißt es nun aufstehen und Vorbereitungen treffen. Die Häuserfassaden werden mit Buchenästen oder Tännchen verkleidet. An verschiedenen Stellen werden Kränze aus Tannenzweigen über die Straße gespannt. Es werden vier Altäre errichtet. Während des ersten Gottesdienstes wird der Prozessionsweg mit frischem Gras bedeckt.

Alles sieht dann festlich, grün und frisch aus. Man ist bereit für ein besonderes Gemeinschaftserlebnis. Gegen neun Uhr besammeln sich die Soldaten, Sappeure, Scharfschützen und die Offiziere in ihren schmucken Uniformen auf dem Dorfplatz, der für diesen Tag als Paradeplatz dient. Dann marschieren sie, die ganze Parade, unter dem Kommando des Capitani da

mats, dem Präsidenten der Jungmannschaft, zur Hauptkirche, wo die Fähnriche die drei prunkvollen, farbenprächtigen Fahnen unter dem Klang des Fahnenmarsches in Empfang nehmen. Fahnenmarsch und Trommelschlag in dieser hohen Kirche bringen die Fülle der sensitiven Impressionen auf den Siedepunkt...» So weit Dr. Jörger.

Die Domater sind weit herum auch bekannt für ihr *Volkstheater*. Neben leichteren Stücken wagen sie sich immer wieder an große und schwere Aufgaben heran. So spielten sie die Passion von Maurus Carnot als Freilichtspiel, Jedermann von Hoffmannsthal und letztthin sogar Max Frischs Andorra in romanischer Sprache. Ihre Spieltradition reicht über 200 Jahre zurück. Aber auch an anderen Orten Romanisch Bündens wurde und wird fleißig Theater gespielt. Dabei ist es interessant zu sehen, wie im katholischen Oberland, der Surselva, immer noch der Hang nach dem religiösen, barocken Spiel vorherrscht. So wird in der Cadi ein Drama aus dem 17. Jahrhundert gespielt: Cenodoxus, der Stern von Paris, das Stück eines Jesuiten, das ein hiesiger Pfarrer ins Romanische übertrug. Ich



Fronleichnam in Domat/Ems

bin überzeugt, daß solche Theaterdarbietungen einen Riesenzulauf erleben und daß die Darsteller, Handwerker und Bauern, von einem ungelerten Laienregisseur geleitet, sich einem leidenschaftlichen Pathos ergeben, das diesem Volke lateinischen Geblüts angeboren ist und deshalb gar nicht unnatürlich wirkt.

In einem anderen kleinen Bergdörflein, hoch oben am linken Talhang, wird die «Maria Magdalena» von Friedrich Hebbel, in der Bearbeitung von Franz Xaver Kroetz auf romanisch aufgeführt. Dieses Unternehmen ist ein erster Schritt zur Erneuerung und Aktualisierung des Volkstheaters in dieser Gegend.

Im protestantischen Engadin begegneten wir jeden Winter auch passionierten Spielleuten. Da wurde ein Lustspiel von Brotfeldt «Ein Skikurs für Eva» und C. von Arx's «Vogel friss oder stirb» aufgeführt, um nur diese beiden Aufführungen zu erwähnen, die selbstverständlich auch in romanischer Sprache gespielt wurden.

Es ist bewundenswert, wie sich diese einfachen Leute solcher Sprachpflege und solchem Gemeinschaftsspiel widmen. Im gleichen Zuge erinnern wir daran, wie in der Surselva vor kurzem eine Abstimmung stattfand über die Einführung zusätzlicher Fernsehprogramme aus Deutschland und Österreich. Von den 36 befragten Gemeinden lehnten 30 dieses Ansinnen ab. Die Begründung lautete durchgehend: Wir wollen selber wieder aktiver werden, wollen Theater spielen, den Chorgesang und die Musikgesellschaften fördern! Hut ab!

Ganz neue Wege im Laienspiel gehen die Oberhalbsteiner Studenten. In einem selbstgeschriebenen Cabarettspiel geißeln sie die Zustände in der Rumantschia und sprechen so das Volk direkt an.

Von den noch sehr lebendigen Bräuchen im Vorderrheintal ist die *Disentiser Landsgemeinde* das meist beachtete Volksfest. Landammann und Weibel treten hoch zu Roß auf, in farbigen Mänteln, vom Landgemeindestab begleitet, d.

h. von Picker, Pfeiffer und zwei Trommlern, in rotgrünen Gewändern. Die Cumpagnia da mats (die Knabenschaft) begleitet sie mit den Fahnen, Trommelwirbeln und Marschmusik. Im Klostergarten segnet der Gnädige Herr das Landsgemeindevolk, und das Landsgemeindelied erklingt. Dann besteigt der Landammann, il signur Mistral, im scharlachroten Mantel die Buorra, den Landsgemeinde-Holzblock, von dem aus zum Volk gesprochen wird.

Die Verbundenheit mit Volksbrauch und Volkssprache gibt den Rätromanen eine *Sonderstellung im alpinen Raum*. Ein Bündner romanischer Zunge fühlt sich irgendwie als Urbündner und wenn zu diesem Gefühl noch das Bewußtsein tritt, durch die romanische Sprache dieses Ursein bewahren zu können, beginnt der Romane stolz zu werden. Und er übt wieder alte Lebensgewohnheiten neu aus und pflegt noch schwach vorhandene eigene Bräuche bewußter.

Auch der romanische Dichter, wohl mehr als andere Romanen, ist sich dieser Eigenart besonders bewußt. Er kann vieles für sein Volkstum leisten. Für die eigene Identitätssuche kann der Literat unerschöpfliche Phantasie und neue Kraft aus *Märchen und Sagen* des rätischen Volkes schöpfen. Sagen, Spruch und Brauch sind, nach Vernaleken's «Alpensagen», eine wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüts- und Gedankenlebens eingetragen haben.

Leza Uffer, der bekannte Märchenforscher Graubündens, behauptet, unser romanisches Gebiet habe mehr Märchen aufzuweisen als die gesamte übrige Schweiz.

Aber hören wir ein Beispiel aus Leza Uffers Märchen und ihre Erzähler: Nussigner e Son Peder segl fagn – *Unser Herr und Sankt Petrus auf dem Heu*.

Sankt Petrus und Unser Herr gingen spazieren. Sie kamen zu einem Bauern und baten um eine Herberge für die Nacht. Es war zur Zeit des Heuet. Der Bauer antwortete: Ja, er habe kein Bett, er habe Mähder, Knechte und Mägde, und habe all seinen Platz besetzt. Wenn sie auf dem Heustock schlafen wollten, so könnten sie dort bleiben. Und wahrhaftig, Sankt Petrus und Christus gingen in die Scheune hinüber. Unser

Heiland ging auf den Heustock hinauf und Sankt Petrus sagte: «Ich will da unten bleiben und Wache stehen, damit dir niemand etwas tut.»

Im Laufe der Nacht sagte der Heiland zum heiligen Petrus: «Wollen wir nicht eins singen, Sankt Petrus?» Aber der Heilige Petrus antwortete: «Ach, die Mähder schlafen, sie sind müde, sie möchten lieber schlafen.» Aber der Heiland sagte: «Ach, singen wir eins, lass uns eins singen!» Und sie begannen zu singen. Die Arbeiter sagten, sie sollen schweigen, sie hätten Schlaf und möchten ruhen, sie seien müde. Wenn sie singen wollten, möchten sie anderswohin gehen, sie wollen ruhen und schlafen. Aber sie sangen weiter. Unser Herr sang vor und Sankt Petrus mußte folgen. Die Arbeiter wurden böse, murrten und begannen Drohungen auszustoßen: Wenn sie nicht schweigen, so werden sie ihnen Schläge geben. Aber sie sangen weiter. Die Arbeiter standen auf und gingen hinüber und gaben dem Heiligen Petrus, der unten am Heustock war, eine tüchtige Tracht Prügel.

Eine Weile schwiegen sie, und dann sagte Unser Herr wieder: «Wollen wir nicht singen, Sankt Petrus?» aber der Heilige Petrus sagte: «Nein! Die Arbeiter wollen schlafen, sie haben mich ja schon geschlagen, denn sie wollen schlafen.» «So weißt du was?» sagte Unser Herr, «komm du auf den Heustock herauf, und ich gehe hinunter.» Und sie begannen wiederum zu singen. Die Arbeiter riefen wütend: wenn sie schweigen sei's recht. Aber sie sangen weiter. Und die Arbeiter standen auf und sagten: «Das letzte Mal haben wir den da unten verprügelt, diesmal wollen wir den dort oben schlagen.» Und Sankt Petrus bekam wiederum die Schläge.

Und noch ein anderes Märchen:

Igl diavel e la femna – *Der Teufel und die Frau*

Unser Heiland und Sankt Petrus gingen spazieren, um die Welt zu besehen und gingen über eine Holzbrücke, die über einen Fluß führte. Unter der Brücke waren zwei, die sich stritten. Sankt Petrus sagte: «Horch Heiland, geh hinunter und stifte Frieden, sonst könnten sie sich noch ins Wasser stürzen.» Unser Heiland antwortete: «Lass gut sein!» «Nein, nein», sagte

der heilige Petrus, «wenn du nicht hinuntergehst, so gehe ich.» «So geh, geh!»

Unter der Brücke fand Sankt Petrus eine Frau und den Teufel, die sich stritten. Er versuchte Frieden zu stiften, aber vergeblich. Er konnte es nicht. Um sie auszusöhnen, mußte er beiden den Kopf abhauen. Er ging und kam zum Heiland, und dieser fragte: «Hast du Frieden gestiftet?» Er sagte: «Ja, aber um sie auszusöhnen, musste ich beiden das Haupt abschlagen.» Da sagte Unser Herr: «Du hast nicht recht getan, geh und setze die Köpfe wieder auf.» «Das klebt doch nicht,» sagte Sankt Petrus. «Ich will es schon kleben machen,» sagte der Heiland. Er kehrte zurück, aber in seiner Aufregung verwechselte er die Köpfe und legte den Kopf des Teufels auf die Frau und jenen der Frau auf den Teufel. Seither sind die Frauen so böse.

Die rätoromanische Chrestomanie von Caspar Decurtins enthält den ganzen Reichtum an *Volksüberlieferung* aus Romanisch Bünden und Christian Caminadas Buch «Die verzauberten Täler», «die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien» weist auf die Religiosität hin, welche im mannigfaltigen Brauchtum Rätiens vorkommt: Wasser, Feuer, Luft und Erde begegnen wir als lebensspendende und -verheerende Kräfte.

Mit dem *Feuerkult* zusammenhängende Bräuche, die heute noch lebendig sind, gibt es zur Genüge. Nur ein Beispiel, das ich selbst erlebt habe, sei hier erwähnt: Ausgefallene Zähne muß man ins Feuer werfen und dabei sprechen: Fö, fö jau ta dun mes daint dad oss, damman tü ün daint d'atschal chi mâ nu fa plü mal! Feuer, Feuer, ich geb dir einen Zahn aus Bein. Gib du mir einen aus Stahl, der mich nie mehr schmerzt.

In *Trun* steht die Wallfahrtskirche *Maria Licht* «Nossadonna dalla Glisch». In den Liedern, die sich auf diese Madonna beziehen, findet sich eine Strophe, die auf das Feuer beim Scheibenschlagen Bezug nimmt:

«An dieser Stätte wurden Feuer entzündet
Da man Scheiben in der Fasnacht warf,
Das hast du geändert, hast den Ort geheiligt,
Um hierorts unsere Bitten zu empfangen,
Königin des Himmels Mariä Licht»

Hier ist die geradlinige Fortsetzung des heidnischen Aberglaubens bezeugt! Brauchskundler Hoffman–Kraye sagt: Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet ist.

(Das Scheibenschlagen ist übrigens in Danis/Tavanasa im Bündner Oberland sowie im ehemals romanischen Untervaz heute noch geübt.)

Als eine der größten Sammlungen religiöser Volkslieder nicht nur auf dem Gebiet der rätoromanischen Schweiz, sondern in der ganzen Schweiz, darf das surselvische Gesangbuch «*La consolaziun dall'olma devoziusa*» gelten. Dieses «Trostdbuch der frommen Seele» erlebte vom Jahre 1690 bis heute zehn Ausgaben. – Bei den meisten religiösen Volksliedern, die einen reichen Schatz in der rätoromanischen Gesangskultur bedeuten, kennen wir weder Komponisten noch Textdichter. So lesen wir auf dem Umschlag der Schallplatte dieser geistlichen Lieder.

In Trun, meiner jetzigen Wohngemeinde, wird am letzten Sonntag im Oktober eine Prozession abgehalten, die von der Pfarrkirche weg sich hinaufzieht zum Ferrerabach. Den Weg bahrend an gewaltigen Felsblöcken vorbei, wird auf einem erhöhten Punkte der *Feldsegen* erteilt und eine geweihte Medaille oder Palme in die Erde gesteckt. Man betet um Abwendung der Rufegefahr, welche von dieser Seite droht. Eine Glocke der Pfarrkirche mit dem Gußjahr 1673 flehte: «Sit procul a nobis tempesta. – Fern sei von uns das Ungewitter, wende ab die schreckliche Deukalionsluft.» Ob nicht schon die Heiden diesen Gang machten, da ja Deukalion ein Sohn heidnischer Götter war?

Bischof Caminada drückt seine Ehrfurcht vor diesen Relikten geistiger Haltung in Urrätien folgendermaßen aus: «Der kalte Windzug modernen Wissens geht hochmütig über diese Kultur hinweg und weihet sie oft dem Untergang. Aber immer noch geht ein leiser Schauer über den Menschen dieser Täler, wenn er beim Znacht bei solchen Steinen und Zeichen vorbeihuscht!»

Alles weist auf religiöse Vorstellungen hin, die heute kaum mehr verstanden werden. Welch schöne Aufgabe wäre es für einen Dichter, diese vom Christentum und der modernen Wissenschaft überschüttete mythische Welt in einer *rätischen Mythologie* wieder erstehen zu lassen! Stein um Stein aneinanderreihend, bis die ganze Götterwelt unserer Ahnen wieder erstanden wäre! Die neu herauskommende Chrestomatie ist die denkbar beste Grundlage für ein solches Kàlevala rätischer Prägung: ein Nationalepos aus noch im Volk lebenden Einzelliedern und solchen, die aufgezeichnet, aber unbekannt geblieben sind, von einem Dichter zum wirkungsvollen Epos vereinigt: altheidnische Götter- und Naturmythen, ähnlich dem finnischen Nationalepos, das ja auch erst um die Mitte des letzten Jahrhunderts entstanden ist.

Im heutigen Alltag konnten sich am zähesten die religiösen Kulte und Bräuche erhalten. So ist es begreiflich, wenn die *Ausübung religiöser Kulte* auch heute noch auf Herz und Hirn gleichermaßen anregend sein kann. Ich will hier von einem Ereignis ungewöhnlicher Wirkung berichten. Es war in einem kleineren Dorf der Surselva. Der Vater eines Freundes war gestorben. Zu seinem Begräbnis fanden sich nebst der ganzen Dorfbevölkerung viele Bekannte ein. Ein katholischer Gottesdienst ging der Grablegung voraus. Er war wie üblich in romanischer Sprache mit einzelnen lateinischen Gebeten. Die Abdankung erfolgte auch in romanischer Sprache. Einzig die Einladung der Familie an die Auswärtigen zu einem Imbiß nach der Beerdigung war in einem kurzen deutschen Satz ausgesprochen. Später dann, beim Totenmahl, kam ich neben einem Herrn aus Chur zu sitzen. Er war ein Akademiker deutscher Zunge, der kein Wort romanisch verstand. Seine Anwesenheit mit anderen Churer Herren war selbstverständlich, da ein Sohn des Verstorbenen, der auch in der Stadt lebt, ihr Kollege ist. Zudem waren all diese Herren evangelischen Glaubens. Mein Churer Nachbar war erstaunt, wie echt dieser Gottesdienst wirke, die Kombination von Romanisch und Latein – gesanglich und sprachlich – wirkte als natürliche Einheit. Die ganze kirchliche Feier passe zu den Menschen hier oben,

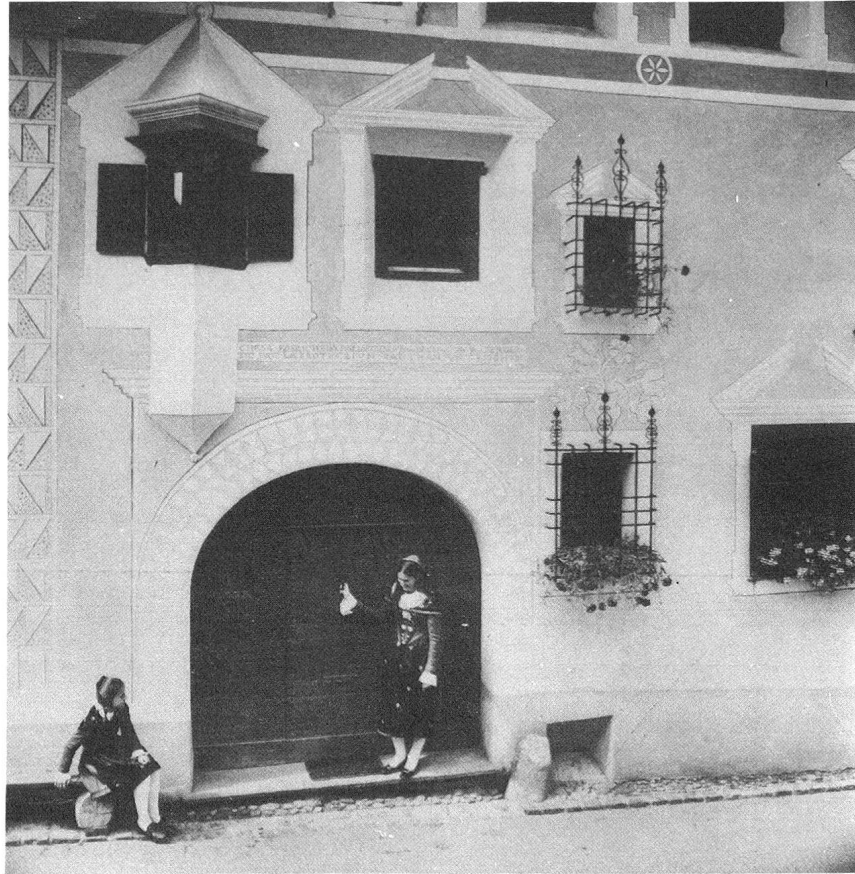
überhaupt alles hier oben sei noch genau aufeinander abgestimmt. Er habe zwar kein Wort verstanden, sei jedoch erschüttert und habe große Freude über dieses Erlebnis!

Gut, die Situation war wohl einzigartig und einmalig für den Churer Herrn. Aber irgendwie hat er hier richtig gespürt: Diese Romanen sind hier in ihrer Welt, und, bei der religiösen Funktion besonders, aus einem Guß. Es sind Typen – barocke Menschen in Ausübung barocker Handlungen – Das kann man nur fühlen.

Praktisch, nützlich und zugleich kulturell zur Gemeinschaft eines Volkes gehörend, ist das *Hauszeichen*, die noda chasa. Es wird in Bündlen sozusagen überall noch in bäuerlichen Orten gebraucht. Ursprünglich ist es ein Familienzeichen und besteht aus einer einfachen geometrischen Figur, die auch die Hand des Ungebildeten zu beherrschen mag. Der Alphirte, der nicht schreiben und lesen konnte, hat mit diesem Zeichen sein Buch geführt. Das Hauszeichen wurde und wird heute noch über Haustüren in Stein eingemeißelt, über Stubentüren in Holz eingeschnitzt, auf Möbeln, Kästen und Truhen angebracht usw. Wächst eine Familie, so mehren sich auch die Zeichen, durch Zutaten voneinander unterscheiden. Vor nicht allzu langer Zeit, im Oktober 1981, stand im Fegl ufficial dalla Surselva Nr. 42, im Amtsblatt der Surselva, eine Mitteilung, Herr Soundso habe für seine Tiere und für sein Haus die und die Zeichen gewählt, wenn sie schon von irgend jemanden benutzt würden, möge man sich melden, ansonst er ab Ende Monat diese Hauszeichen für sich beanspruchen werde. Ein Beweis für den täglichen Gebrauch solcher Zeichen.

Wohnkultur und *Hausbau* der Rätoromanen sind ein wesentliches Element des Volkstums.

Die Hausformen wechseln von Tal zu Tal. Richard Weiss, findet das *Engadinerhaus* das merkwürdigste und schönste der lokalen Haustypen Graubündens. Das Engadinerhaus sei mit nichts zu vergleichen, weder in Graubünden noch inneralpin, wo es wirtschafts- und kultur-geographisch hingehört. Mächtige weißgekalkte Steinblöcke, auffällig in ihrer Größe, alle Wirtschafts- und Nebengebäude umfassend:



Engadinerhaus in Filisur

Stall, Scheune, Getreidestadel, Dreschtemne und Speicher unter einem einzigen Dach! Wie eine Festung! Und versehen mit Sgraffiti aus den Renaissance-Palazzi Italiens und Tulpen und Nelken aus dem Norden.

Der nächste Verwandte des Engadinerhauses ist – im nahen Tirol!

Trotz politischer Staatsgrenze und trotz verschiedener Konfession, findet hier eine gegenseitige Beeinflussung statt, die Bodenständigkeit und Eigenart dieses alpinen Raumes alträtischer Prägung hervorhebt.

Wenn schon die verschiedenen Konfessionen erwähnt wurden, muß doch kurz auch auf die *konfessionellen Verhältnisse* bei den Rätoromanen hingewiesen werden. Das ladinische Gebiet ist mit kleinen Ausnahmen (Müstair und Tarsap) protestantisch, das Oberland und das Oberhalbstein sind katholisch, während das Schams und die Gebiete des unteren Oberlands mehrheitlich protestantisch sind. Seit dem 2.

Vatikanischen Konzil ist die katholische Kirchensprache auch romanisch. Das Latein mußte der Volkssprache weichen. Das kann man aber nicht von den katholischen Pfarreien im ladinischen Teil behaupten, wo der deutschsprachige Gottesdienst keine Seltenheit ist. Im protestantischen Gebiet hört man auch noch sehr viele deutsche Predigten. Schade. Denn die Kirche ist ein Hauptpfeiler der Sprache. Aber wenn die Gemeinden sprachlich gemischt sind und der Pfarrer fremdsprachig oder der Ort zu viele fremde Kirchgänger hat, neigt man leicht zur Meinung, die deutsche Sprache werde ja von Einheimischen und Fremden gleichermaßen verstanden und sei folglich als einzige Predigtsprache anzuwenden. Wenigstens das eine oder andere romanische Lied oder Gebet darf noch als Umrahmung dienen. Wie lange noch?

So stehen wohl noch die alten ehrwürdigen Kirchen, die einst dem romanischen Volk ausschließlich dienten, aber heute werden sie zu oft

sprachlich entfremdet – genau wie die alten Engadinerhäuser, die wohl noch da sind, aber neue Bewohner beherbergen, die kaum für rätoromanische Sprache und Kultur Interesse zeigen.

Wenn man die Entwicklung heute verfolgt, erkennt man glücklicherweise eine langsame *Wende*: Gemeinde um Gemeinde besinnt sich auf den maßlosen Verkauf von Boden und setzt die Nullquote für Ausländer fest. Die Ferienorte erkennen nach und nach, daß der Gast eigentlich die Eigenart im Fremdenort sucht, die romanische Sprache und Lebensart kennenlernen will. Dies ist wohl der Zeitgeist überhaupt, der die Rückdimensionierung aller Überbordungen verlangt, es kann doch nicht nur eine bündnerische Erscheinung sein.

Solchen Trend zurück zur Eigenart sollte sich das romanische Volk zunutze machen und es ist

nur zu wünschen, daß die Aktivitäten in dieser Richtung koordiniert und gefördert werden.

Hoffentlich macht das Vorbild der Gemeinde Trun Schule. In Trun, der Geburtsstätte des Grauen Bundes, der dem ganzen Kanton den Namen gab, hat sich nämlich die Einwohnerschaft entschlossen, das Antlitz des Dorfes dahin zu korrigieren, daß alle nichtromanischen Anschriften an Häusern und Straßen und Fahrzeugen verschwinden, damit das romanische Dorfbild auch nach außen sauber und echt wirke. Weitere Aktionen werden folgen: Bereinigung der Eintragungen ins Telefonbuch, Abhaltung von Kursen für domizilierte Nichtromanen (die übrigens stets willkommen sind) usw. usf. Möge sich dieser initiative Geist auf viele andere Gemeinden, ja auf die ganze Rumantschia auswirken. Mit Subventionen allein ist es nicht getan. Ein Volk kann nur leben und läßt man nur leben, wenn es auch wirklich leben will.

Möchten Sie Ihr Heim gediegen ausstatten?



Unsere in rein **handwerklicher Arbeit** hergestellten Artikel eignen sich vorzüglich dazu.

- Tisch- und Couchdecken (Wolle)
- Tischdecken und Servietten (Leinen und Halbleinen)
- Stuhl- und Eckbankkissen
- Vorhänge – Teppiche
- Kissen – Möbelläufer usw.

Alles auch in **Extra-Größen**

Wir stellen nicht mehr an der HIGA aus. Deshalb sind wir froh, wenn wir Ihnen bei Bedarf unseren Prospekt oder eine unverbindliche Auswahl zustellen dürfen.

EMMENTHALER HANDWEBEREI 3532 Zäziwil, Tel. 031/91 04 08